

Josef Winiger, Das Fundmaterial von Thayngen-Weier im Rahmen der Pfynen Kultur. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band 18. Birkhäuser Verlag, Basel 1971. 173 Seiten, 16 Abbildungen und 86 Tafeln.

Josef Winiger, Feldmeilen-Vorderfeld. Die Ausgrabungen 1970/71. Marcel Joos, Die Sedimente der neolithischen Station Feldmeilen-Vorderfeld. Antiqua 5. Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte. Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Basel 1976. J. Winiger: 100 Seiten und 46 Abbildungen; M. Joos: 32 Seiten und 11 Abbildungen. Zusammenfassung beider Teile: 10 Seiten.

René Wyss, Das jungsteinzeitliche Jäger-Bauerndorf von Egolzwil 5 im Wauwilermoos. Mit Beiträgen von H. R. Stampfli, S. Wegmüller und F. H. Schweingruber. Archäologische Forschungen, herausgegeben vom Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Zürich 1976. 162 Seiten, 67 Abbildungen, 22 Tabellen, 1 Diagramm und 10 Faltpläne.

Madeleine Sitterding, Le Vallon de Vaux. Rapports culturels et chronologiques. Les Fouilles de 1964 à 1966. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band 20. Birkhäuser Verlag, Basel 1972. 99 Seiten, 28 Abbildungen und 60 Tafeln.

Die neueren Untersuchungen zur schweizerischen Jungsteinzeit sind zweifellos in engem Zusammenhang zu sehen mit der beinahe 50 Jahre währenden Forschungstätigkeit von E. Vogt. Ihm gebührt das Verdienst, einerseits das reiche Fundmaterial regional und chronologisch gegliedert zu haben, andererseits die schweizerischen Funde und Befunde in den Rahmen der europäischen Jungsteinzeit gestellt und sie dadurch für die Forschung über die Landesgrenzen der Schweiz hinaus unentbehrlich gemacht zu haben. Seine Konzeption basiert unter anderem auf systematischen Siedlungsgrabungen und stützt sich auf regional erarbeitete Resultate, weshalb sie auch heute noch in den Grundprinzipien Anspruch auf Gültigkeit erheben kann. Mit gezielten Fragestellungen geplante Grabungen sind seither für die schweizerische Forschung eine Selbstverständlichkeit. Aus der Reihe solch beispielhafter Untersuchungen seien hier speziell diejenigen W. U. Guyans in Thayngen-Weier und H.-G. Bandis am Burgäschisee erwähnt.

Die wichtigsten Ergebnisse erzielte E. Vogt denn auch bei der Darlegung der Entwicklung der Jungsteinzeit in seinem Forschungsgebiet, der Nordostschweiz und dem Mittelland, wiewohl seine hier gewonnenen Resultate auch für angrenzende Gebiete, wie beispielsweise die Westschweiz, wegweisende Bedeutung hatten. Die von ihm erarbeiteten Abfolgen, Lutzengüetle – Pfyn – Horgen – Schnurkeramik für die Nordostschweiz, Egolzwil – Cortaillod – Horgen – Schnurkeramik für die Zentralschweiz und Teile der Westschweiz, sind bis heute gültig, ja sie dienen gewissermaßen als chronologisches Rückgrat für die westmitteleuropäische Jungsteinzeit.

Daß heute die Tendenz besteht, die schweizerischen Kulturen – mit Ausnahme von Egolzwil – als äneolithisch zu bezeichnen und nicht, wie E. Vogt es tat, bis und mit Schnurkeramik und Glockenbechern von Neolithikum zu sprechen, ist eine terminologische Frage. Der einen oder anderen Bezeichnung den Vorzug zu geben, hängt davon ab, ob regionale oder gesamteuropäische Konzeptionen als Grundlage dienen.

E. Vogt hat sein Entwicklungsschema nie statisch gesehen. Ihm selbst und den durch ihn angeregten schweizerischen Forschern – und hier sind nicht nur seine Schüler zu nennen – ging es darum, unsere Kenntnisse durch systematische und detaillierte Untersuchungen zu erweitern. Deswegen scheint es mir angebracht, hier gleichzeitig vier Monographien vorzustellen, die sich mit der jüngeren Steinzeit in der Nordostschweiz (J. Winiger; J. Winiger u. M. Joos), im Mittelland (R. Wyss) und in der Westschweiz

(M. Sitterding) beschäftigen, denn jede dieser Arbeiten stellt eine Ergänzung zum Verständnis dieser Epoche dar.

Nordostschweiz:

Eine von E. Vogt angeregte Dissertation über die Michelsberger Kultur der Schweiz wurde im Jahre 1959 von A. Baer in der Reihe der Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz als Band 12 vorgelegt. J. Driehaus hatte indes bereits 1958 (Kongreßber. 5. Internat. Kongreß f. Vor- u. Frühgesch. Hamburg 1958 [1961] 243–249) speziell für die schweizerischen Funde die Bezeichnung Pfyner Gruppe vorgeschlagen, eine Umbenennung, der sich auch Vogt (Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch. 51, 1964, 22 Anm. 36) anschloß, da das schweizerische Fundmaterial zwar typologische Beziehungen zur Michelsberger Kultur zeigt, doch regional bedingte Unterschiede so klar in Erscheinung treten, daß ein Abtrennen von der eigentlichen Michelsberger Kultur sinnvoll erschien. Die relativ-chronologische Stellung dieser Pfyner Gruppe zwischen Lutzingüetle einerseits und Horgen andererseits war seit den Ausgrabungen auf dem Lutzingüetle bei Eschen im Fürstentum Liechtenstein geklärt; eine ungelöste Frage blieb jedoch die innere Gliederung der Pfyner Gruppe.

Die Ausgrabungen K. Sulzbergers, vor allem aber diejenigen W.-U. Guyans im Moordorf Thayngen-Weier, Kanton Schaffhausen, mit sich überlagernden drei Dörfern der Pfyner Gruppe versprachen in dieser Hinsicht interessante Resultate, und so unternahm es J. Winiger – wiederum im Rahmen einer Zürcher Dissertation –, die Funde aus dieser Siedlung zu bearbeiten. Bis dahin waren nur auszugsweise Fundgegenstände aus diesen Grabungen vorgelegt worden, die Befunde hingegen waren Gegenstand einer detaillierteren Veröffentlichung, die im Jahre 1967 (Guyan, Die jungsteinzeitlichen Moordörfer im Weier bei Thayngen. Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch. 25, 1967/68, 1–39) erschienen ist.

Die Erforschung der Moorsiedlungen im Weier gliedert sich in zwei Etappen. Eine erste, von 1914 bis 1921, ist gekennzeichnet durch die Tätigkeit von Sulzberger, der zwar ein reiches Fundmaterial bergen konnte, doch ist aus dieser Zeit kaum etwas über die Fundzusammenhänge bekannt. Die sechs Grabungskampagnen, die Guyan in den Jahren 1950 bis 1963 durchführte, konzentrierten sich ganz besonders auf die Siedlungsreste, denn es galt – zumindest in den Anfängen – Argumente zu finden gegen die Theorie der Pfahlbauten. So figuriert Thayngen-Weier als eine der Schlüsselstationen in der großen, zum 100jährigen Bestehen der schweizerischen „Pfahlbauforschung“ herausgegebenen Monographie „Das Pfahlbauproblem“ (Monogr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz 11 [1955] 221–272).

J. Winiger gliedert seine Arbeit in drei Teile. Der erste befaßt sich mit den Siedlungen im Weier, der zweite gilt der Pfyner Kultur und der dritte enthält Katalog, Anhang und Tafeln.

In Teil I stehen die Geschichte der Ausgrabungen, die Aufgabenstellung, die Beschreibung der Siedlungen Weier I–III und die Resultate der dendrochronologischen Untersuchungen am Anfang. Verf. weist auf die Wichtigkeit solcher naturwissenschaftlicher Analysen hin, die im speziellen Fall nicht nur Überlegungen zur Dauer der drei Siedlungen, den zeitlichen Abständen zwischen ihnen und der Gesamtdauer der Besiedlung anstellen ließen, sondern außerdem die Möglichkeit ergaben, die Pfyner Siedlungen Weier I/II zeitlich mit derjenigen der jüngeren Cortaillod-Kultur von Burgäschi-Süd im Kanton Bern, zu synchronisieren. Obzwar die Dendrochronologie für die Bestimmung relativchronologischer Zusammenhänge überaus wertvolle Informationen zu geben in der Lage ist, zeigt sich bei detaillierter Anwendung, wie schwierig es ist,

die tatsächlichen Bauvorgänge innerhalb eines Siedlungsplatzes zu verstehen. Geprägt von verschiedenen Modellvorstellungen kommen denn auch Guyan und Verf. zu unterschiedlichen Deutungen, indem Guyan für „unstete“ Siedlungsweise (Wanderbauerntum) (Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch. 25, 1967/68, 38f.), Verf. hingegen für kontinuierliche Siedlungsweise plädieren. Den Ausführungen zu diesem Problem haftet der Mangel an, daß fast ausschließlich mit Hölzern der Dorfzäune argumentiert werden muß (S. 17). Es scheint, als könnten in dieser Frage, aufgrund der vorliegenden dendrochronologischen Resultate, noch keine abschließenden Ergebnisse vorgelegt werden.

Die Beschreibung und Bearbeitung der Funde, nach Sachgruppen geordnet (Keramik, Holzgefäße, Werkzeuge aus Feuerstein, aus Felsgestein und Hirschgeweih, Waffen, Ackerbaugeräte [?], Geräte zum Textilhandwerk [?], Schmuck und Textilien), nimmt im folgenden breiten Raum ein. Ein besonderes Verdienst des Verf. liegt darin, daß er sich hier nicht auf eine rein typologische Beschreibung beschränkt, sondern zugleich Überlegungen funktioneller Art anstellt. Weitergehende Schlüsse, vor allem zur Verwendung der Steingeräte, wären allerdings nur möglich, wenn auch makroskopische Untersuchungen vorlägen, eine Bemerkung, die nicht als Kritik verstanden werden möchte, denn Rez. ist sich durchaus bewußt, daß eine solche Forderung die realisierbaren Aufgaben einer Dissertation übersteigt. Bei der Bearbeitung der überaus reichen keramischen Funde beginnt Verf. mit der Beschreibung des Rohmaterials und der Herstellungstechnik und kommt danach zur Typologie der Formen. Jeder, der sich mit vorwiegend unverzierter Siedlungskeramik beschäftigt, weiß um die Schwierigkeiten, relevante Kriterien zur Abgrenzung der verschiedenen Typen zu erkennen, und sicher enthalten unsere heutigen Methoden ein hohes Maß an Subjektivität. Darum wäre es überaus wichtig, einerseits die Hierarchie der Begriffe (Gattung, Typ) zu beachten und andererseits bei den Typen, vor allem wenn es um die Herausarbeitung möglicher chronologischer Differenzen geht, auf spezielle Varianten der Formgebung zu achten.

Bei den Töpfen beispielsweise unterscheidet Verf. zwei grundlegende Typen, den Trichtertopf mit S-Profil und den konischen Topf. In diese so umfassend gewählten Kategorien lassen sich zwar sämtliche Thayngener Töpfe einordnen, doch scheinen sie, obwohl Verf. versucht, auch quantitative Gesichtspunkte beizuziehen, nicht auszureichen, formale Unterschiede innerhalb der drei Siedlungen herauszuarbeiten (S. 32ff.). Die Durchsicht der Tafeln mit stratigraphisch zuweisbaren Gefäßen führt Rez. dazu, daß bei den Trichtertöpfen, Krügen und Schüsseln doch manche typologischen Unterschiede zu erkennen sind (z. B. Weier I: Taf. 54, 1.7; 55, 1.15; 56, 5.6.11.13. Weier II: Taf. 59, 1.2.3; 60, 1.4; 61, 8.9.20.22. Weier III: Taf. 63, 38.40; 64, 1.2; 65, 13; 66, 1.6.9). Diese Feststellung kann aber nur dann richtig sein, wenn das vorhandene keramische Material repräsentativ ist für die einzelnen Schichten. Verf. zieht es vor, fließende Übergänge und Stiltendenzen anzunehmen, was zu beurteilen ohne genauere Kenntnis der Mengenverhältnisse nicht möglich ist. Verf. tut sicher zu gegebenem Zeitpunkt recht daran, wenn er sich in der Interpretation vorsichtig äußert, obwohl er sich – und da steht er nicht alleine – von der Stratigraphie im Weier eindeutiger Resultate erhofft hatte. Als eines der wichtigsten Ergebnisse der Keramikanalyse ist die kulturelle Zuordnung der drei Siedlungen im Weier zur Pfyner Kultur zu bewerten. Verf. steht damit im Gegensatz zu früher geäußerten Ansichten, die sich vor allem auf das Vorkommen der Tulpenbecher stützten, was zu einer Zuweisung zur Michelsberger Kultur geführt hatte (siehe hierzu auch Vogt, Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch. 51, 1964, 22ff.).

Ab Seite 56 folgen Ausführungen zur Wirtschaftsform, zur Struktur der Gesellschaft und zum Geistesleben der Bevölkerung vom Weier, die viel Anregendes zu diesen Themen

enthalten, gelegentlich aber durch subjektiv gewählte Parallelen aus der Ethnologie für die Pfyner Kultur schwer nachvollziehbar sind.

Im zweiten Teil der Monographie, der der Pfyner Kultur ganz allgemein gewidmet ist, geht es Verf. darum, die Siedlungen im Weier in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Nach Kantonen geordnet, werden in übersichtlicher Weise die wichtigsten schweizerischen Fundorte und deren Material, ergänzt durch Fundstellen im Fürstentum Liechtenstein und in Baden-Württemberg, behandelt. Die kurze Schilderung der Befunde und Funde, mit Angabe der wichtigsten Literatur ist sicher jedem Interessierten von größtem Wert. Gleichzeitig verweist Verf. auf Verbindungen dieser Funde zu denjenigen vom Weier hin.

Beim Versuch, den Fundstoff der Pfyner Kultur zu gliedern, geht Verf. methodisch richtig einmal von regionalen und dann von chronologischen Gesichtspunkten aus. Eine Unterteilung in geographisch sich abzeichnende „Gruppen“ ist allerdings, der geringen Verbreitung und des nur beschränkt aussagefähigen Materials wegen, unmöglich, ein Negativum, das auch der chronologischen Gliederung anhaften muß.

Verf. schlägt eine hypothetische Periodisierung der Pfyner Kultur in drei Stufen vor. Eine erste Stufe sei gekennzeichnet durch Keramik ohne Schlickauftrag, wie sie aus der Siedlung von Feldbach, Kanton Zürich (Taf. 81–83), und eventuell auch vom Lutzingütle im Fürstentum Liechtenstein bekannt geworden ist. Die dritte Stufe enthalte hingegen als Leitfossil den Schmelztiegel und außerdem Knaufhammeräxte und häufiger auftretende Doppelknubben. Die mittlere Pfyner Stufe, zu welcher alle drei Siedlungen im Weier gerechnet werden, wird sodann definiert durch das Vorhandensein von Schlick und das Fehlen der für die dritte Stufe charakteristischen Elemente. Die Ausführungen des Verf. (S. 99ff.) lassen erahnen, daß er sich eine bessere Ausgangslage für seine innere Gliederung gewünscht hätte. Die Tatsache, daß entweder mit einer isoliert dastehenden Fundstelle oder mit negativen Kriterien argumentiert werden muß, zeigt sehr deutlich, daß das heute bekannte Quellenmaterial noch nicht ausreicht für eine Periodisierung der Pfyner Kultur.

Das zeitliche Verhältnis der Pfyner Kultur zu den benachbarten Kulturen und Gruppen wird im folgenden Kapitel (S. 103ff.) beleuchtet. Klare Beziehungen zur Michelsberger Kultur herzustellen, wird dadurch erschwert, daß das Risiko einer Vermischung chronologischer und regionaler Aspekte besteht, eine Gefahr, die auch in der von J. Lüning vorgeschlagenen Gliederung der Michelsberger Kultur in fünf Stufen (Ber. RGK 48, 1967, 1ff.) enthalten ist. Erzwungene Parallelen zwischen zwei Chronologievorschlägen mit mehr oder minder hypothetischem Charakter dienen nun aber nicht der Klärung der tatsächlichen Gegebenheiten. Folgt man den Vorschlägen u.a. von A. Baer (Die Michelsberger Kultur in der Schweiz [1959] Fundkarte II) und J. Lichardus (Rössen-Gatersleben-Baalberge. Ein Beitrag zur Chronologie des mitteleuropäischen Neolithikums und zur Entstehung der Trichterbecher-Kulturen. Saarbrücker Beitr. z. Altkde. 17 [1976] 192ff.) in der Unterscheidung von älterem (Lüning I und II) und jüngerem (Lüning III und IV) Michelsberg, so ergibt sich sicher ein zu grobes Bild, doch wäre es vorzuziehen, eine Gliederung vorerst für Pfyn selbst abzusichern und dann erst großräumige Verbindungen herzustellen. Stellte es sich nämlich heraus, daß das gesamte Pfyn nur der jüngeren Michelsberger Kultur entspricht, dann hätte es keinen Sinn, in einem älteren Pfyn das Fehlen von späten Rössener Elementen zu erwähnen, Elemente, die in der älteren Michelsberger Kultur noch faßbar zu sein scheinen. Dies ist wichtig bei der Frage nach der Genese der Pfyner Gruppe. Verf. hält eine Entstehung aus lokalem (Lutzingütle) und benachbartem (Aichbühl) Poströssen unter Berücksichtigung nachfolgender Einfluß-Strömungen (Schussenried usw.) für denkbar und weist eine Möglichkeit einer Expansion von Michelsberg in das Bodenseegebiet, das Fürstentum

Liechtenstein und die Nordostschweiz von der Hand. Jüngerer Pfyn parallelisiert Verf. mit Altheim und weist zu Recht daraufhin, daß das Ausklingen der beiden Erscheinungen nicht synchron erfolgt sein mußte. Diese Ansicht basiert insbesondere auf der Feststellung, daß in Gebieten der Alheimer Gruppe, wo sog. Goldberg III-Funde und Ähnliches fehlen, ein Andauern von Alheim bis in die Zeit von Horgen angenommen werden darf (s. Chronologietabelle, S. 113 Abb. 12). Es stellt sich aber nach Meinung der Rez. auch die Frage, ob sich in der Nordostschweiz und den unmittelbar benachbarten Gebieten, wo stratigraphisch gesichert ist, daß Horgen auf Pfyn folgte, nicht ein bislang noch unerkanntes „Spätpfyn“ einschob, das beispielsweise den Funden aus den Steinkistengräbern von Lenzburg, Kanton Aargau (R. Wyss, *Die neolithischen Steinkistengräber von Lenzburg. Ur-Schweiz* 23,4, 1959, 71–86; ders., *Germania* 45, 1967, 20–34), entsprechen würde.

Die Beziehungen zur südwestlich angrenzenden Cortaillod-Kultur (S. 115 ff.) sind, dem damaligen Forschungsstand entsprechend, klar und übersichtlich dargestellt. Neuere Untersuchungen im Bereich von Cortaillod dürften allerdings heute manche chronologischen Ansätze in verändertem Licht erscheinen lassen.

Im dritten Teil der Arbeit folgt ein ausführlicher Katalog der Funde aus dem Weier und den übrigen Pfyner Fundstellen. Angaben über den Aufbewahrungsort, Hinweise auf Textseiten, wo diese Fundstellen behandelt werden, Tafelhinweise und die Inventarnummern der einzelnen Stücke ergänzen in vorbildlicher Weise die Beschreibung der Funde. Es folgen ein Literaturverzeichnis und die Liste der Abkürzungen. Besonders zu erwähnen ist der Tafelteil mit den vom Verf. selbst angefertigten Zeichnungen, deren Qualität höchstes Lob verdient.

In der zweiten Veröffentlichung geht es um die Seeufersiedlung von Feldmeilen-Vorderfeld am Nordufer des Zürichsees, die schon seit langer Zeit durch wichtige Lesefunde, u.a. figural verzierte Horgener Keramik (E. Vogt, *Germania* 30, 1952, 160 ff.) bekannt ist und die im Jahre 1970/71 im Rahmen einer Rettungsgrabung der Kantonalen (W. Drack) und der Städtischen (U. Ruoff) Denkmalpflege in Zürich unter der örtlichen Grabungsleitung von J. Winiger untersucht werden mußte. Die Ausgrabung erwies sich als notwendig, da umfangreiche Bauarbeiten an der alten Siedlungsstelle geplant waren. Den Bauplänen zur Erweiterung des Strandbades Rechnung tragend, konzentrierte man sich auf zwei speziell bedrohte Stellen. Die eine Fläche, in Wassernähe, wurde mittels einer Spundwand „trocken“ gehalten und mit traditionellen Grabungsmethoden untersucht, die andere, dreißig Meter weiter seewärts liegende Fläche wurde von Tauchspezialisten unter Wasser erforscht. Es liegt Rez. daran, auf die Qualität der Unterwassergrabungen der Equipe von Ruoff hinzuweisen. Unter seiner Leitung wurden moderne Techniken entwickelt, die inzwischen auch von anderen schweizerischen, mit der Bodendenkmalpflege betrauten Forschern angewendet werden und die den Beweis erbracht haben, daß in heute überfluteten Siedlungen wichtigste Resultate zur Stratigraphie und zur Baugeschichte gewonnen werden können (vgl. z.B. Ruoff, Pfahlbauten und Unterwasserarchaeologie. In: *Unterwasserarchaeologie, ein neuer Forschungszweig* [Unesco 1973] 127–142).

Der vorliegende Band enthält einen größeren Beitrag von J. Winiger, der den Befunden und chronologischen Fragen gewidmet ist, und einen kleineren von M. Joos, der mit der Bearbeitung der sedimentologischen Verhältnisse betraut worden war.

Die Arbeit von Winiger gliedert sich in sechs Kapitel. Nach der Schilderung des Grabungsverlaufes folgen in Kapitel II detaillierte Beschreibungen der Schichtenabfolge. Von den zehn, jeweils durch sterile Seekreideablagerungen getrennten Kulturschichten lassen sich die Schichten I–IV der Horgener Kultur, die Schichten V–IX der Pfyner Kultur zuweisen. Die unterste Schicht (X) ist nicht bestimmbar, da sie keine eindeutigen

Funde geliefert hat. Innerhalb der einzelnen Kulturschichten unterscheidet Verf. 1 bis 3 sog. Ablagerungsphasen, die er mit Bauphasen innerhalb der verschiedenen Siedlungen gleichsetzt. Wie aus den zahlreichen Profilzeichnungen und der Schilderung des Schichtenverlaufs (S. 20ff.) hervorgeht, ist grundsätzlich ein Gefälle zur Seeseite hin festzustellen. Außerdem ergibt sich aus der Kombination der Quer- und Längsprofile, daß die linsenförmigen Schichten nicht zentriert übereinander liegen, sondern, horizontal verschoben, sich zwar gegenseitig überlappen, doch unterschiedlich gelagerte Siedlungszentren (maximale Schichtstärken) erkennen lassen (S. 43 Abb. 30), was ein mannigfaltiges Bild der Siedlungsgeschichte von Vorderfeld ergibt. Als bemerkenswertes Resultat der stratigraphischen Studie sind nicht nur die auch andernorts gesicherte grundsätzliche Überlagerung von Horgen über Pfyn, sondern insbesondere die aus dem Verlauf der Schichten hervorgehenden, einmal seewärts, ein andermal landwärts, aber auch parallel zum Ufer sich verlagernden Dörfer festzuhalten.

Ein besonderes Kapitel (III) ist chronologischen Überlegungen gewidmet. Nach einer kurzen Einführung zum Problem des Verhältnisses zwischen Sedimentation und Zeit, wo Verf. völlig richtig auf die Problematik einer solchen Gleichsetzung hinweist, folgt die Bekanntgabe der dendrochronologischen Resultate. Verf. erhoffte sich, aufgrund der Jahrringkurven das relativchronologische Nacheinander (Siedlungsdauer und Zwischenphasen) ermitteln zu können. Bedauerlicherweise ist dies nicht gelungen, was wohl einerseits mit den teilweise zu dünnen Schichten, andererseits aber mit der Tatsache zu erklären ist, daß die Hölzer jeweils zu Beginn einer Siedlungsgründung geschlagen wurden und somit nichts über deren Ende aussagen können. Trotzdem blieb die dendrochronologische Untersuchung nicht erfolglos, denn es ergab sich die Möglichkeit, anhand von gleichzeitig gefällten Hölzern Hauseinheiten herauszuarbeiten (Kap. V), ein Resultat, das insbesondere für die oft unüberbrückbar erscheinenden Schwierigkeiten der Interpretation von sog. Pfahlfeldern in Seeufersiedlungen als herausragendes Ergebnis bewertet werden muß.

Ganz besonders vorsichtig geht Verf. alsdann an die Diskussion der C^{14} -Daten von Feldmeilen heran. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung verfügte er lediglich über sieben Daten (UCLA, Los Angeles), die zwischen 3445 und 2480 v. Chr. liegen (vgl. Liste S. 54). Wie gefährlich es sein kann, archäologische Befunde mit jeweils einem Datum zeitlich festsetzen zu wollen, geht bereits aus diesen Daten hervor, die in erstaunlichem Maße den stratigraphischen Gegebenheiten widersprechen. Es ist hier nicht der Ort, auf Probleme der C^{14} -Datierungen einzugehen. Rez. erlaubt sich lediglich, am Beispiel dieser sieben Feldmeilener Daten auf die möglichen Fehlerquellen hinzuweisen, zumal sehr oft, aus Kostengründen, für einen Grabungsbefund nur ein Datum errechnet wird, um damit sogar eine vielleicht unmögliche relative Datierung anhand von typologischen Vergleichen der Funde zu ersetzen. Man möchte meinen, daß gerade durch sterile Straten getrennte, stratigraphisch gesicherte Proben der C^{14} -Spezialisten Anlaß geben müßten, ihre Methoden zu kontrollieren und nach möglichen Irrtümern und Fehlerquellen zu suchen.

Die Baugeschichte in Feldmeilen in Zeit und Raum näher zu untersuchen, diesem Bestreben gilt auch Kapitel IV, das dem Problem der Seespiegelschwankungen gewidmet ist. Da offensichtlich periodische Überflutungen des Siedlungsgeländes Ursache für das Verlassen oder gar die Zerstörung der verschiedenen Dörfer waren, kam es zu einer jeweiligen Überlagerung der Dorfstreife (Kulturschichten) durch sterile Seekreideablagerungen. Da diese Sedimente nicht von kurzfristigen Überschwemmungen (z.B. Unwettern) herrühren können, kommt Verf. zu dem Schluß, daß Schwankungen des Seespiegels dafür verantwortlich zu machen seien. Da Pegelvariationen aber nicht nur die lokalen Verhältnisse betreffen können, glaubt Verf. anhand der Tief- und Hochwasserstände, die

er mit den absoluten Höhenlagen verschiedener jungsteinzeitlicher Siedlungen am Zürichsee vergleicht, Schlüsse über deren chronologisches Verhältnis zueinander ziehen zu können. In diesem Gedanken ist zweifellos ein bedeutender methodischer Ansatz zum Verständnis der Besiedlungsgeschichte des Zürichseebeckens enthalten, und deshalb möchte Rez. hier näher auf das Problem der „Pegelchronologie“ eingehen.

Aus geologischer wie archäologischer Sicht ist erwiesen, daß der Seespiegel des Zürichsees Schwankungen unterworfen war. Verf. verweist auf die Untersuchungen des Geologen C. Schindler (Geologie von Zürich und ihre Beziehung zu Seespiegelschwankungen. Vierteljahresschr. naturforsch. Ges. Zürich 116, 1971, 284–313), wonach die Sihl, ein Zufluß der Limmat, unweit nach deren Austritt aus dem See, bei Hochwasser durch Aufschieben von Geröll den Seeausfluß so blockieren konnte, daß als Folge davon der See angestaut wurde und der Seespiegel ansteigen mußte. Da ähnliche Schwankungen des Wasserstandes aber auch an anderen voralpinen Seen zu beobachten sind, glaubt Verf., daß derartige Vorgänge mit großräumigen, klimatischen Veränderungen in Zusammenhang stehen müssen, d. h. nur außergewöhnlich lange dauernde Regenperioden und dadurch verursachte extreme Hochwasser der Sihl hätten solch wirksame Geröllverschiebungen am Seeausfluß zur Folge haben können. Es sind nun aber nicht nur die Höchstwasserstände eines Sees von Bedeutung, sondern es müssen auch Überlegungen über die tiefstmöglichen Pegel, bei welchen ein Abfließen des Wassers noch möglich war, angestellt werden. C. Schindler hat – so erklärt Verf. – den tiefstmöglichen Pegelstand aufgrund der geologischen Beschaffenheit der Abflußschwelle mit 403,00 bis 403,50 m ü. M. festgelegt. Da bei einer solchen Kalkulation aber auch jährliche Schwankungen mit zu berücksichtigen sind (feuchte Perioden im Sommer, trockenere im Winter), hätten selbst Ufersiedlungen, die in Höhen von 404 bis 405 m liegen, zumindest „saisonalweise“, recht feucht werden müssen.

Werden nun derartige Berechnungen in Beziehung gesetzt zu den Schichttiefen in Feldmeilen, so stellt Verf. fest, daß die tiefsten Schichten (bis 402 m Höhe) nie hätten trocken liegen können, wenn nicht beträchtliche Senkungen stattgefunden hätten. Eine solche Erklärung ist nicht nur naheliegend in Anbetracht des seichten Untergrundes, sondern kann auch in anderen Siedlungen z. B. anhand von geknickten Pfählen bewiesen werden. Diese Feststellungen führen Verf. dazu, für die Siedlungen in Feldmeilen einen Standort unweit des Seeufers mit saisonbedingten Überflutungen anzunehmen. Er stellt aber auch fest, daß die Bildung der Seekreideschichten im Vorderfeld mit klimatischen Veränderungen, die auch andere, gleichzeitige Dörfer, zumindest am Zürichsee, hätten betreffen müssen, zu erklären sind. Dadurch sei es möglich, einzelne Bauperioden von verschiedenen Dörfern chronologisch miteinander zu verbinden. Ein verlockender Gedanke!

Obwohl Verf. an anderer Stelle (S. 46) sagt, daß zwischen Schichtdicke und Zeit kein mittelbarer Zusammenhang bestehe, geht er auf S. 60 so vor, daß er allgemeine Berechnungen anstellt über die Bildungszeit von Seekreideablagerungen. Obzwar Verf. theoretisch das Problem der Abschwemmung diskutiert, entwirft er eine Pegelkurve (Abb. 33), in welcher er, seinen früheren Ausführungen entgegen, den Zeitfaktor aus den Stärken der Seekreideschichten ermittelt (ca. 1 mm Zuwachs pro Jahr, vgl. S. 47). Im folgenden erörtert Verf. dann die Möglichkeiten einer chronologischen Gleichsetzung von Siedlungen mit Pfyf/Horgen-Stratigraphien, indem er einerseits auf einer rein archäologisch-typologischen Materialanalyse, andererseits auf der für diese Zeitspanne vorgeschlagenen Pegelstandskurve des Zürichsees basiert.

Die allgemeinen Erläuterungen des gesamten Problems einer sog. Pegelchronologie sind sicherlich von Interesse, da sie methodisch wichtige Fragen der Besiedlungsgeschichte und des zeitlichen Neben- und Nacheinanders von Siedlungen einer Landschaft

anschneiden, doch geht Verf. bei seinen Überlegungen von zwei inexakten Fakten aus, um daraus etwas scheinbar Exaktes zu konstruieren. Als inexakt muß einmal zum heutigen Zeitpunkt eine Zuweisung der Funde beispielsweise zu älterem oder jüngerem Pfyn (siehe vorherige Besprechung) bezeichnet werden, und der zweiten Annahme kommt speziell hypothetischer Charakter zu, denn in der Prämisse Schichtstärke = Zeit stecken enorm große Fehlermöglichkeiten (dies wird von naturwissenschaftlicher Seite im selben Band von M. Joos ausführlich dargelegt). Zu wenig werden vom Verf. lokal begrenzte Phänomene wie von Wind und Wellen geschützte Buchten, ganz allgemeine Strömungsverhältnisse, unterschiedliche Ablagerungs- und Erosionsvorgänge an Nord- und Südufer (man denke speziell an die berüchtigten Föhnstürme an den Schweizer Voralpenseen) und nicht zuletzt auch die denkbaren Planierungs- und Baumaßnahmen des vorgeschichtlichen Menschen in seine Betrachtung miteinbezogen. Sein theoretischer Ansatz ist ganz zweifellos anregend, doch birgt er den methodischen Fehler in sich, zwei unbewiesene Annahmen miteinander zu kombinieren, um, darauf aufbauend, zu einer angeblich genauen, naturwissenschaftlichen Aussage zu kommen.

Das folgende Kapitel V ist dem Haus- und Siedlungsbau in Feldmeilen gewidmet. Anhand der bereits erwähnten, dendrochronologisch analysierten Pfosten (meist Eichenspältlinge) kann Verf. Pfostenpläne für einzelne Schichten vorlegen, die besonders für die Schicht III (Horgen) langrechteckige, parallel zueinander stehende Häuser und eine sie auf der Landseite begrenzende Palisade erkennen lassen. In den tiefer gelegenen Schichten gelingt dies nicht im selben Ausmaß; hier werden auch Lehmlagen zur Erkennung eventueller Hausböden herangezogen. Das Ergebnis, in einer Seeufersiedlung der Horgener Kultur in der Nordostschweiz erstmals Hausgrundrisse erkannt zu haben, ist von größtem wissenschaftlichen Wert, besonders auch deswegen, weil sie eher dem aus Sipplingen bekannten Haustypus (H. Reinerth, *Das Pfahldorf Sipplingen am Bodensee* [1932]) und nicht etwa der in Dullenried festgestellten kleinen Hütte mit ovalem Grundriß (Reinerth, *Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen* [1936] Abb. 16; 17) entsprechen. Verf. hält die von Reinerth vorgeschlagene Rekonstruktion von ovalen Zelthütten für unrichtig und weist auf die Möglichkeit hin, daß hier ovale Lehmlinsen von Herdstellen fälschlicherweise als Hausböden interpretiert worden sind (S. 76).

Der zweite Teil der vorliegenden Monographie stammt aus der Feder von M. Joos und gilt der Sedimentanalyse. Es standen für diese Untersuchungen zehn Probenblöcke aus der Landgrabung und drei Rohrprofile aus der Unterwassergrabung zur Verfügung. Es wurden nicht nur Analysen der Korngrößen, sondern auch chemische Proben zu den Karbonat-, Phosphat- und Huminwerten ausgewertet, außerdem ist ein eigenes Kapitel den Mollusken gewidmet.

Es ist sehr zu begrüßen, daß hier ein Sedimentologe, der nicht nur über Erfahrungen in anderen Seeufersiedlungen (Auvernier, Twann, Yverdon u. a., siehe S. 108 Anm. 2) verfügt, sondern auch über die besonderen kultur- und siedlungsgeschichtlichen Fragestellungen der Archäologen informiert ist, einerseits seine Resultate in Diagrammen vorlegt, andererseits aber auch Stellung nimmt zu der von Winiger vorgeschlagenen Pegelchronologie und der besonders interessanten Frage nach dem Standort der Siedlungen.

Was die Pegelchronologie betrifft, so weist Verf. darauf hin, daß zwar in der Seemitte (durchschnittliche Mächtigkeit der Seekreide 10 m, im Verlauf von etwa 10000 Jahren entstanden) mit einem jährlichen Zuwachs von 1 mm gerechnet werden könne, daß aber an den Ufern – und gerade diese interessieren hier – nicht von solchen Konstanten ausgegangen werden darf. Eine Ansicht, die auch dem Nichtspezialisten einleuchtend erscheinen muß.

Aber nicht nur in der Frage der Sedimentationszeit von Seekreide, sondern auch bei der Festlegung des Siedlungsstandortes sind sich die beiden Autoren nicht einig. Während sich Winiger für eine Lage in der Bruchwaldzone entscheidet, hält Joos anhand der sedimentologischen Resultate eine Besiedlung der unbewachsenen Strandzone für wahrscheinlicher (S. 129 Abb. 11). Ob allerdings die Häuser ebenerdig oder leicht abgehoben gebaut worden waren, diese Frage zu entscheiden, ist vorerst, was die Siedlungen in Vorderfeld betrifft, nicht möglich.

In diesem Band wird der Leser mit der wohl einmaligen Situation konfrontiert, daß die beiden Autoren in wesentlichen Punkten zu kontroversen Ergebnissen gelangen. Obzwar solches in der Regel zu verhindern gesucht wird, hält Rez. dies für anregend, denn es zwingt den Leser vermehrt dazu, sich eine eigene Meinung zu bilden.

Abschließend darf festgehalten werden, daß die in Feldmeilen-Vorderfeld durchgeführten Grabungen beachtliche Resultate, sowohl in archäologischem wie in sedimentologischem Sinne, geliefert haben. Die Profil- und Planzeichnungen, die Diagramme und photographischen Aufnahmen stellen eine wertvolle Dokumentation dar. Deutlich werden aber auch die schwierigen Verhältnisse, mit welchen Ausgräber in Seeufersiedlungen konfrontiert werden. Zahlreiche und detaillierte Beobachtungen ermöglichten unter anderem die Feststellung, daß die verschiedenen Dörfer von Feldmeilen zwar in Wassernähe, aber doch auf festem, wenn auch gelegentlich unter Wasser stehendem Uferboden standen und daß keineswegs mit sog. Pfahlbauten zu rechnen ist. In der heute neubelebten Diskussion um die Existenz von Pfahlbauten, deren Gegner sich bislang insbesondere auf Befunde in Moorsiedlungen stützen mußten, während die Befürworter indes allzuoft mit Befunden in Seeufersiedlungen mit überaus schlechten Erhaltungsbedingungen argumentieren, müssen den Forschungen und Ergebnissen in Feldmeilen eine besondere Schlüsselstellung zukommen. Mit besonderem Interesse darf die Fachwelt auf die baldige Vorlage der Funde von dieser Siedlungsstelle hoffen.

Schweizerisches Mittelland:

Das im schweizerischen Mittelland, westlich des Ortes Sursee im Kanton Luzern gelegene Wauwilermoos ist eines der an steinzeitlichen Siedlungen reichsten Gebiete nicht nur der Schweiz, sondern über deren Landesgrenzen hinaus. Seit 1859 wurden um den heute vollständig verlandeten Wauwilersee herum immer wieder mittel- und jungsteinzeitliche Fundstellen entdeckt (Schötz, Wauwil, Egolzwil) und den jeweiligen Möglichkeiten entsprechend erforscht. Mit den Grabungen H. Reinerths in der Siedlung Egolzwil 2 begannen in den 30er Jahren planmäßige Siedlungsgrabungen, die im speziellen Fall allerdings recht schwierig zu interpretierende Resultate, was die Zuordnung der Funde zu den Schichten betrifft, geliefert haben. Mit der darauffolgenden Ausgrabungstätigkeit des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich, unter der wissenschaftlichen Leitung von E. Vogt, begann im Jahre 1950 ein großes Forschungsprogramm (Kampagnen alle zwei Jahre, alternierend mit den Untersuchungen in der bronzezeitlichen Höhensiedlung von Cazis im Kanton Graubünden), das den Siedlungen Egolzwil 3, 4 und 5 gewidmet war. Das älteste dieser Dörfer, Egolzwil 3 (Vogt, Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch. 12, 1951, 193–215), wurde zur Patenstation der sog. Egolzwiler Kultur ernannt, und es schien zunächst, als handle es sich bei dieser Kultur um eine regional begrenzte Erscheinung, die fehlender Stratigraphien wegen nur schwer innerhalb der schweizerischen Jungsteinzeit einzustufen war. Neuere Untersuchungen von U. Ruoff in der Siedlung vom Kleinen Hafner in Zürich (siehe Vogt, Urgeschichte Zürichs. In: Zürich von der Urzeit zum Mittelalter [1971] 41 ff. Abb. 5) zeigten nicht nur, daß dieser Kultur ein größeres Gebiet als ursprünglich vermutet zugesprochen werden

muß, sondern ermöglichten es, diese Egolzwiler Kultur stratigraphisch und somit chronologisch vor die Cortaillod-Kultur zu stellen.

Anschließend an die zwei Grabungskampagnen in Egolzwil 3 (1950/52) galt das Interesse dann vor allem der Siedlung Egolzwil 4 (1954–64) mit sich überlagernden Dörfern der Cortaillod-Kultur (Vorberichte in: *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 44, 1954/55, 43 ff.; 46, 1957, 82 ff.; 50, 1963, 61; 53, 1966/67, 91 ff.). Den Abschluß der Forschungen Vogts im Wauwilermoos bildete eine Grabungskampagne (1966) in der bereits 1956 entdeckten, benachbarten Siedlungsstelle Egolzwil 5 (ursprünglich von Vogt auch als Egolzwil 4/1 [*Germania* 45, 1967, 6 ff., Abb. 5–7] oder als Egolzwil 4a [Ur- und frühgesch. Arch. d. Schweiz 2, 1969, 157 ff., Abb. 12; 17; 18] bezeichnet), der die vorliegende Monographie gewidmet ist.

Es ist im höchsten Maße zu bedauern, daß es Vogt durch seinen unerwartet frühzeitigen, tragischen Tod nicht beschieden war, seine in Egolzwil 4 und 5 gewonnenen Ergebnisse der Forschung zugänglich zu machen. So bleibt denn der nachfolgenden Generation und hier besonders R. Wyss, dem heutigen Leiter der prähistorischen Abteilung des Schweizerischen Landesmuseums, die schwierige Aufgabe, die Ergebnisse der langjährigen Forschungstätigkeit Vogts der Fachwelt bekannt zu geben. Eine von Wyss übernommene Verpflichtung, die insbesondere durch den Umstand erschwert wird, daß Vogt keine eigentlichen Grabungstagebücher geführt hat. Er hatte es vorgezogen, die auf der Grabung gezeichneten Pläne, solange der Befund noch sichtbar war, an Ort und Stelle zu kommentieren, eine Dokumentation, die wohl nur er selbst hätte erschöpfend auswerten können. Diese Situation wird sich besonders hindernd auswirken bei der Interpretation der schwierigen Verhältnisse in der Siedlung von Egolzwil 4, deren Veröffentlichung ebenfalls von Wyss vorbereitet wird. Ihm wird dies leichter gelingen als jedem anderen, da er von Anbeginn bei sämtlichen Grabungen dabei und öfter auch mit der Verantwortung der örtlichen Leitung betraut worden war. So darf man ihm einerseits für diese und zukünftige Veröffentlichungen danken, andererseits ein gutes Gelingen dieses nicht einfachen Vorhabens wünschen.

Nicht so kompliziert wie in Egolzwil 4 schienen nun zunächst die Befunde in der Siedlung Egolzwil 5, die in dieser Monographie behandelt wird, und dies vor allem deswegen, weil sich in Egolzwil 5 nur eine Kulturschicht gefunden habe, deren Hausgrundrisse relativ einfach aus den erhaltenen Pfosten zu ermitteln seien. Nachdem die 1–2 m starken, überlagernden Torfschichten mechanisch abgetragen worden waren, konnte ein Siedlungsareal von 885 m² Größe freigelegt werden. Daß es sich hierbei um die vollständige Siedlung handelt, wird von Wyss angenommen. Es fällt allerdings auf, daß sowohl im Westen wie im Osten die vorauszusetzende Palisade fehlt. Insgesamt konnten vom Verf. zehn Hausgrundrisse rekonstruiert werden. Die rechteckigen Bauten bestehen aus drei Reihen von 8–10 cm dicken Pfosten, die bevorzugterweise aus Erlen-, Birken- oder Eichenholz geschlagen worden waren. Die Hausgrößen variieren zwischen 22 und 44,7 m². Die größeren unter ihnen enthalten 2–3 Herdstellen, die kleineren im Westen des Areals jeweils nur eine. Auch die Herde sind von unterschiedlicher Größe (1,6–7,5 m²), und es konnte eine Vielzahl von verschiedenen Substruktionen für die eigentlichen Herdplatten aus Lehm festgestellt werden. Entweder liegen sie auf Rindenbahnen, auf Rutenrosten oder direkt auf der Seekreide. Komplizierte Erneuerungsarbeiten lassen sich an den Profilen der Herdstellen erkennen. Auch war es möglich, in einem Fall zu sehen, daß ein solcher Herd – offenbar verursacht durch sein beträchtliches Gewicht – seitlich in den seichten Untergrund abgerutscht war (S. 24 Abb. 14, 1–2). Die Siedlung war auf der Südseite durch das ehemalige Seeufer, auf der Nordseite durch eine Palisade mit Durchgang begrenzt. Die Häuser liegen mit geringfügigen Richtungsabweichungen parallel zueinander, mit der Stirnseite zum See hinweisend.

Daß nun allerdings die Baugeschichte dieser Siedlung etwas komplizierter war, als es zunächst anhand der nur einen Kulturschicht vermutet wurde, das geht schon aus dem von Vogt (Ur- u. frühgesch. Arch. d. Schweiz 2 [1969] 166 Abb. 12) veröffentlichten Plan hervor. Ihm war bereits aufgefallen, daß im Bereich der Häuser 7 und 8 Überlagerungen verschieden ausgerichteter Grundrisse aus der Lage der Pfosten und der Herdstellen zu ermitteln waren. Eine genaue Analyse des Pfostenplanes führte nun aber Wyss dazu, zwei Siedlungsperioden, d. h. zwei sich grundsätzlich überlagernde Dörfer und pro Periode je zwei Bau- oder Erneuerungsphasen festzustellen. Zur ersten Siedlung gehörten demnach die Häuser 3–7a, 8 und 10 mit An- oder Umbau bzw. totaler Erneuerung der Häuser 7, 8 und 10, und zur zweiten Siedlung werden die Häuser 1–6, 7b, 9 und 10 gerechnet mit partieller oder totaler Erneuerung der Bauten 4, 5, 9 und der Herdstellen in den Häusern 1 und 7b (S. 35 Abb. 24). Bei der Rekonstruktion der Hausgrundrisse geht Verf. von folgenden Beobachtungen aus:

1. Die einfacheren Hausgrundrisse im westlichen Grabungsareal zeigen, daß sie aus drei längsgerichteten Pfostenreihen, hier zumeist aus Erlenstämmen, bestehen.

2. Die einzige Herdstelle der Häuser 1 bis 3 befindet sich auf der Mittelachse der Bauten.

3. Die Tatsache, daß im Ostareal Häuser mit mehreren Herdstellen festzustellen sind und daß außerdem bei den Häusern 7a und 7b eine nicht unerhebliche Richtungsabweichung vorliegt, spricht dafür, daß hier nicht nur Ausbesserungsarbeiten erfolgten, sondern totale Neubauten errichtet worden sind.

4. Aus allgemeinen Berechnungen, die speziell auf den erstaunlich geringen Durchmesser der Pfosten beruhen und in Einklang stehen mit den Resultaten S. Wegmüllers, kommt Verf. alsdann zu dem von ihm selbst als hypothetisch bezeichneten Schluß, daß ein solches Haus spätestens nach sechs Jahren baufällig geworden sein mußte. Da er zwei Dörfer übereinander postuliert, hätte demnach die Siedlung Egolzwil 5 während zwölf Jahren bestanden.

Zur Interpretation des Pfosten- und Herdstellenplanes seien Rez. nun einige Bemerkungen erlaubt, die allerdings nur auf den veröffentlichten Plänen beruhen können und die deshalb auch nur als Hypothese zur Diskussion anregen können. Beim Studium des Faltplanes 3 und unter Berücksichtigung der Struktur der verschiedenen Herdstellen fällt auf:

1. Die Häuser 1–3 weisen jeweils doppelte Wandpfosten und von der Mittelachse abweichende, mittlere Stützpfeiler auf. Verbindet man jeweils die westlichen und östlichen Pfostenreihen miteinander, so zeichnen sich zwei verschiedene, aber sich fast überdeckende und gleich ausgerichtete Hausgrundrisse ab. Die Herdstellen der Häuser 1 und 3 werden vom Verf. als zweiphasig bezeichnet. Bei Haus 3 befindet sich außerdem ein Stützpfeiler im Bereich der Herdstelle. Da man sich wohl kaum vorstellen kann, daß ein Feuer direkt am oder sogar um den Stützpfeiler herum angelegt worden war, spricht dies für jeweils zwei verschiedene Häuser, was im speziellen Fall von Haus 3 auch vom Verf. angenommen wird.

2. Die dezentrale Lage der zweiphasigen Herdstelle in Haus 4 und die Pfeilerstellungen (es stehen auch hier zwei Pfeiler inmitten der Herdstelle) sprechen ebenfalls für zwei sich überlagernde Häuser, die in diesem Fall aber eine nicht unerhebliche Richtungsabweichung aufweisen.

3. Haus 5 gar mit drei einphasigen Herdstellen und der besonders suspekten Lage der Herdstelle C, die sowohl an die Seiten- wie Frontwand angrenzt, hat eine große Zahl von Pfeilern, die sich nicht in das System der Dreierpfeilerreihen eines oder zweier (wie vom Verf. angenommen) Häuser einordnen lassen. Es entsteht hier der Verdacht, daß sich drei verschieden ausgerichtete Häuser mit je einer Herdstelle überlagern.

4. Der Pfostenplan ist wesentlich dichter im Osten als im Westen der ausgegrabenen Fläche. Häuser mit mehreren Herdstellen befinden sich nur im östlichen Grabungsareal. Die Herdstellen mit den meisten Erneuerungslagen (Haus 9: 7 Phasen!; Haus 10: 6 (?) Phasen) befinden sich ebenfalls in der Osthälfte.

Ausgehend von diesen Feststellungen und unter Berücksichtigung der Firstrichtungsabweichungen, die notwendigerweise existieren müssen, wenn man das Prinzip, die Herdstelle müsse auf der Mittelachse liegen, akzeptiert, ließen sich nicht nur zwei, sondern mindestens drei Dörfer herauslesen, die aus jeweils annähernd parallel gestellten Häusern mit je einer Herdstelle bestehen. Dorf I konzentrierte sich auf den östlichen Teil der Grabungsfläche und bestünde aus fünf Häusern, wobei der östlichste Grundriß nicht ganz vollständig zu erkennen wäre. Dorf II setzte sich zusammen aus neun Häusern (das östlichste wäre ebenfalls nicht vollständig zu sehen auf dem Plan) und Dorf III aus zehn Häusern. Die Dörfer II und III hätten im wesentlichen Nord-Süd gerichtete Firste mit nur geringfügigen Richtungsabweichungen von Dorf zu Dorf; Dorf I bestünde aus Grundrissen, die mehr Südwest-Nordost ausgerichtet sind. Eine solche Interpretation hätte vor allem den Vorteil, daß nur eine sehr geringe Zahl von Pfosten ohne erkennbare architektonische Funktion übrig bliebe. Das siedlungsgeschichtliche Bild würde einerseits zwar bereichert, doch fielen komplizierte Erneuerungsarbeiten wie das Auswechseln sämtlicher Stützpfiler eines bestehenden Hauses weg.

Wie man nun auch immer die Baugeschichte von Egolzwil 5 interpretieren will, es bleibt die Feststellung wichtig, daß, obzwar nur eine Kulturschicht vorhanden war, hier mehr als ein Dorf gestanden hat, was für andere jungsteinzeitliche Siedlungen mit ähnlichen Erhaltungsbedingungen manch interessanten Aspekt ergibt.

Nach der Behandlung der Befunde geht Verf. über zur Beschreibung der Funde, die dank der hervorragenden Erhaltungsbedingungen und der sorgfältigen Grabung ein vielfältiges und besonders reiches Spektrum aufweisen. Nicht nur die beiden Sicheln mit Holzgriff und Eindrücken von Getreidekörnern als Verzierung auf dem Klebstoff aus Birkenteerpech (Taf. 4), sondern auch die genähten Rindenschachteln (Taf. 3), die Knochen-, Holz- und Steinartefakte geben ein variantenreiches Bild der materiellen Hinterlassenschaft der Bewohner von Egolzwil 5. Die Keramik besteht überwiegend aus größeren, flachbodigen Behältern, deren Interpretation als Koch- und Vorratstöpfe nicht nur naheliegt, sondern auch anhand erhaltener Brei- und Getreidereste untermauert werden kann. Die sogenannte Feinkeramik, d. h. kleineres Trink- und Eßgeschirr, ist selten. Verzierungen fehlen vollkommen, will man nicht die gelegentlich auftretenden Knubben unter dem Rand der Gefäße als solche bezeichnen. Besonders dankbar ist man Verf., daß er das gesamte Keramikmaterial abbildet und auflistet. Wenn auch die Rekonstruktionszeichnungen auf Abb. 56–63 der oftmals zu klein erscheinenden Bruchstücke wegen etwas zu weit zu gehen scheinen, ergibt sich insgesamt ein relativ uniformes, wenig variantenreiches Spektrum an Gefäßformen.

Was nun die kulturelle Zugehörigkeit – erschließbar aus dem Formenschatz der Gefäße – angeht, so war Vogt damals, wohl unter dem Eindruck stehend, das Wauwilermoos gehöre während seiner älteren Besiedlungsgeschichte zum Bereich der Kulturen mediterraner Herkunft und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß Egolzwil 5 stratigraphisch älter ist als Egolzwil 4 (Sondierschnitt zwischen den beiden Siedlungen), zur Überzeugung gelangt, daß diese Siedlung zu einem frühen Cortaillod zu rechnen sei (*Germania* 45, 1967, 6ff.). Schon bald danach wurde diese Ansicht von verschiedenen Forschern bezweifelt und auch Wyss distanziert sich in seiner Zuweisung deutlich von dieser Interpretation. Auch er sieht in Egolzwil 5 eine Siedlung, die im Zusammenhang zu sehen ist mit Kulturen nordöstlicher Herkunft. Er begründet dies vor allem mit der so typischen Form des Trichterbeckers und stellt Beziehungen her zur Michelsberger Kultur

im weiteren Sinne, der Munzinger Gruppe Baden-Württembergs ganz speziell. Das Fehlen von Backtellern, Tulpenbechern, Krügen und Fingertupfenleisten unter dem Rand erscheint ihm Anlaß genug, engere Verbindungen mit der Pfyner Gruppe der Nordostschweiz auszuschließen. Tulpenbecher gehören nun aber durchaus nicht zum gängigen Formenbestand der Pfyner Gruppe (siehe J. Winiger, Thayngen-Weier), selbst wenn sie gelegentlich, dann wohl eher als „Import“, auftreten. Die vom Verf. formulierte formale Verwandtschaft zwischen Egolzwil 5 und Munzigen (siehe hierzu auch: R. A. Maier, *Bad. Fundber.* 21, 1958, 7 ff.; E. Gersbach, *Urgeschichte des Hochrheins*. *Bad. Fundber.* Sonderheft 11 [1969] Taf. 47; 53; 54) ist indes einleuchtend, nur fällt es schwer, der auf S. 105 geäußerten Annahme, Munzigen und Egolzwil 5 entsprächen der älteren Michelsberger Kultur, zu folgen. Die Tatsache allein, daß Egolzwil 5 älter ist als Egolzwil 4, sagt an sich noch nichts aus über den tatsächlichen Zeitabstand, der nach Meinung der Rez. auch recht kurzfristig gewesen sein konnte. Hier bleibt aber natürlich u. a. die Vorlage der Befunde und Funde von Egolzwil 4 abzuwarten.

Abschließend liegt es Rez. daran, den reich bebilderten und in vielen illustrativen Details dargelegten Beitrag von Wyss als eine die Jungsteinzeitforschung über die Landesgrenzen der Schweiz hinaus sehr bereichernde Publikation zu werten. Aber nicht nur die Darstellungen der Befunde und Funde sind von großer Qualität, mit besonderem Interesse liest man die Ausführungen über die Wirtschaftsform, allgemeine Überlegungen zur Anzahl der Bewohner, die Gründe, die zur Erneuerung der Siedlung und zu deren endgültigem Verlassen geführt haben könnten usw. Sämtliche Aspekte werden in Betracht gezogen und diskutiert. Wie weit man allerdings z. B. bei Berechnungen genauerer Art (Zahl der hier lebenden Menschen, Anzahl der Gefäße pro Haus usw.) gehen darf, das hängt selbstverständlich von der sicher feststellbaren Anzahl der Behausungen ab. Daß die Mehrzahl der Funde, und insbesondere die außergewöhnlichen Stücke und ganzen Gefäße – so vermutet Rez. – zur jüngsten Siedlung gehört haben, und daß die zum Verlassen gezwungenen Bewohner danach trachteten, möglichst viel ihrer Habe mitzunehmen, was das Fehlen von Kleingefäßen, Holzbehältern usw. erklären könnte, dieses sind Fragen, die wohl nur mehr theoretisch diskutiert werden können.

Die naturwissenschaftlichen Beiträge, deren Resultate Wyss zum großen Teil in seine kulturhistorischen Betrachtungen miteinbezogen hat, sind von H. R. Stampfli (Tierknochen), S. Wegmüller (Pollenanalyse) und F. H. Schweingruber (Vegetationsgeschichte) verfaßt. Von besonderem Interesse dürften die von Stampfli durchgeführten Berechnungen über die vorauszusetzende Fleischproduktion einer Bevölkerungsgruppe sein, die sich auf die notwendige Proteinzufuhr (errechnet nach Ciba-Geigy) stützt. Daraus ergibt sich, daß das in der Siedlung von Egolzwil 5 gefundene Knochenmaterial etwa einem Prozent des Vorauszusetzenden entspricht, ein Resultat, das manche Tierknochenlisten und Individuenzahlen aus anderen vorgeschichtlichen Siedlungen in besonderem Lichte erscheinen läßt.

Aus den von Wegmüller vorgelegten Ergebnissen der Pollenanalysen geht u. a. hervor, daß einerseits die Siedlungsstelle zeitweise überflutet war, was möglicherweise auch ein Abschwemmen eines Teiles der leichteren Objekte zur Folge gehabt haben konnte; andererseits konnte Verf. an verschiedenen Stellen Rodungsflächen und Ackerstellen (angebaut wurden vor allem Weizen, weniger Gerste) nachweisen.

Schweingruber sind sodann die Analysen der Holzarten und Angaben zu den Fällperioden zu verdanken. Seine Ergebnisse erleichterten Wyss das Herausarbeiten einzelner Hausgrundrisse, vor allem dort, wo zumeist Erlenpfosten als tragende Elemente verwendet worden waren.

Der gediegene und sehr gut dokumentierte Band bereichert die vom Schweizerischen Landesmuseum in Zürich herausgegebene Reihe der archäologischen Forschungen um

einen weiteren Beitrag, der ohne Zweifel die Beachtung und das Interesse der Fachwelt verdient.

Westschweiz:

Die in französischer Sprache verfaßte Monographie von M. Sitterding, die der neolithischen Fundstelle „Vallon des Vaux“ gewidmet ist, besteht aus drei Teilen. Ein erster gilt der Beschreibung der Fundstelle, der Ausgrabungsgeschichte und der Befunde, ein zweiter der Bekanntgabe der Funde und ein dritter behandelt die chronologische und kulturelle Stellung der hier entdeckten Funde. Es folgen abschließend Zusammenfassungen in französischer und deutscher Sprache, Abkürzungsverzeichnis, Bibliographie und Tafeln.

Das Vallon des Vaux ist der Fachwelt schon seit längerer Zeit als wichtige Fundstelle des westschweizerischen Neolithikums bekannt. Wiederholt sind einzelne Objekte dieser Station in zusammenfassenden Arbeiten veröffentlicht worden (z. B. E. Vogt, *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 51, 1964, 20 Abb. 11; M.-R. Sauter u. A. Gallay in: *Helvetia Antiqua* [Festschrift E. Vogt, 1966] 33 ff.; dies., *Ur- u. frühgesch. Arch. d. Schweiz* 2 [1969] 59 Abb. 15). Daß mit diesem Band unsere Kenntnisse über diesen Fundort sehr erweitert werden, ist das Verdienst von M. Sitterding, die in den Jahren 1964–66 von E. Pelichet, dem waadtländischen Kantonsarchäologen, mit einer 19 Monate dauernden Grabung betraut worden war und deren Resultate sie hier, unter Berücksichtigung der bereits früher durchgeführten, mehr oder weniger systematischen Untersuchungen, vorlegt.

Die Fundstelle „Gresaley“ befindet sich in etwa 590 m Höhe u. M., im Tal des Baches Vaux auf dem Boden der Gemeinde Chavannes-le-Chêne im Kanton Waadt (Vaud), südlich des Neuenburgersees. Etwa 50 m über dem Bach, an der Nordostwand des Tälchens, liegt die Fundstelle auf einer ca. 120 m langen und nur 8–10 m breiten Terrasse, die von einem Felsdach überragt wird. Seit 1900 ungefähr muß die Stelle als Fundort bekannt gewesen sein und war dann in den nachfolgenden Jahren wiederholt und zumeist unsachgemäß „untersucht“ worden, was bedauerlicherweise zur Zerstörung eines großen Teils der Fundstelle führte. Lediglich die 1909 erfolgten Grabungen Schenks werden von der Verf. als erwähnenswert, aber als wenig informativ erachtet.

Man wird es Verf. sicher nicht zum Vorwurf machen können, wenn der Ertrag an Befunden ihrer Grabung eher gering ist. Zu oft stieß sie auf nicht intaktes Gelände und zerwühlte Schichten. Außerdem war es oft schwierig, die früheren Grabungsstellen, selbst wenn Skizzen dazu vorhanden sind, zu lokalisieren – noch problematischer dürfte deren Interpretation sein. Verf. ihrerseits verlangt allerdings einiges vom Leser, der sich um Information bemüht. Nicht nur die Schilderung der Lage der Fundstelle (S. 9), sondern auch der Kartenausschnitt (Taf. 1,1) können nur einem mit der Geographie dieser Gegend eng vertrauten Interessenten dienen. Ähnlich ergeht es einem aber auch bei der Schilderung der früheren Ausgrabungen. Sowohl der Text wie die Planzeichnung sind nicht sehr einfach zu verstehen.

Den besonders schwierigen Bedingungen zufolge fällt es Verf. denn auch nicht leicht, im Kapitel „interprétation du gisement“ wirkliche Fakten anzuführen. Das Fehlen sowohl horizontal- wie vertikalstratigraphisch eindeutig interpretierbarer Befunde engt natürlich chronologische und allgemein siedlungsgeschichtliche Deutungen auf generelle Erwähnungen des einen oder anderen Aspektes ein. Als einzig sichere Feststellung bezeichnet Verf. selbst die Aussage (S. 19f.), daß die neolithischen Menschen, die sich an dieser Stelle aufgehalten hatten, sowohl Ackerbau wie Viehzucht betrieben hätten, was sie aus dem Vorhandensein von Knochen domestizierter Tiere und mit verkohlten

Getreidekörnern gefüllter Gruben schließt. Die 33,73% von Knochen jagdbarer Tiere sollen nach Verf. auf eine untergeordnete Rolle der Jagd hindeuten. Verf. fragt sich allerdings zu Recht, wo die zur Siedlung gehörigen Äcker gelegen haben könnten. Allein schon die topographische Lage der Fundstelle läßt dieses Problem in besonderem Lichte erscheinen, ja es muß wohl sogar die berechtigte Frage gestellt werden, ob es sich tatsächlich um eine echte Dorfsiedlung handelte, oder ob etwa nur mit einem wiederholt kurzfristig, evtl. saisonweise, bewohnten Platz gerechnet werden muß. Dies kann aber aufgrund der vorliegenden Befunde nicht entschieden werden.

Nach einer kurzen Erwähnung der Felszeichnungen (Taf. 6; 7), geht Verf. über zur Beschreibung des zweifellos bedeutenden Fundmaterials vom Vallon des Vaux. Die Keramik wird in einzelne Gattungen unterteilt und beschrieben. Es folgt eine Aufzählung der nicht-keramischen Funde (hier allerdings nur diejenigen aus der Grabung von 1964–66, da die früheren bereits von M.-R. Sauter und A. Gallay, *Archives Suisses Anthr. Générale* 31, 1966, 10ff. veröffentlicht worden sind).

Im Kapitel „La position culturelle et chronologique“ (S. 33ff.) schreibt Verf. einleitend, daß die Funde vom Vallon des Vaux in den Rahmen der Kulturen mediterraner Herkunft, Chassey-Lagozza-Cortailod, zu stellen seien. Auf den Keramikfunden aus den älteren Grabungen basierend, hätten E. Vogt (Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch. 51, 1964, 17f.) und M.-R. Sauter und A. Gallay (*Helvetia Antiqua* [Festschrift E. Vogt, 1966] 42) indes verschiedene Möglichkeiten der kulturellen Zuweisung in Betracht gezogen. Während Vogt sich eher für eine Zugehörigkeit zum französischen Chasséen ausgesprochen habe, wären für Sauter und Gallay die Beziehungen zur italischen Lagozzakultur ausschlaggebender gewesen. Durch die neuen Grabungen habe sich indes das Spektrum der Keramik erheblich bereichert, was eine Revision der bisherigen Ansichten erlaube. Verf. bedauert aber auch, daß ihr für dieses Unternehmen lediglich der typologische Vergleich als Methode dienen könne, da zwar inzwischen zahlreiche Neufunde bekannt geworden seien, diese aber die Forschung mehr quantitativ als qualitativ bereichern hätten.

Es werden nun im folgenden Beziehungen zu anderen schweizerischen Fundstellen hergestellt. Allein schon die Tatsache, daß es sich bei den beiden Walliser Siedlungen St. Léonard und Rarogne „Heidnischbühl“ ebenfalls nicht um Seeufer- oder Moorsiedlungen handelt, lasse bereits die Frage aufkommen, ob in der Westschweiz mit einer Kulturgruppe von spezifischem ökologischem Gepräge gerechnet werden müsse. Daß im Vallon des Vaux, wie in den beiden genannten Siedlungen im Wallis, die so bezeichnende Ritzverzierung vor dem Brand auftritt, macht eine solche Gegenüberstellung sinnvoll, zumal sonst im Bereich der schweizerischen Cortailod-Kultur diese Verzierung nur selten vorkommt. Von Westen nach Nordosten vorstoßend werden nun in erster Linie formale Beziehungen der Keramik vom Vallon des Vaux mit Gefäßen aus Siedlungen der Egolzwiler-, der älteren und jüngeren Cortailod-Kultur aufgezählt. Diese Vergleiche sind recht allgemein gehalten und führen Verf. abschließend dazu, überall zumindest gewisse Gemeinsamkeiten festzustellen. Daß dies sogar bei der Keramik von Egolzwil 4/1 (heute Egolzwil 5, siehe vorherige Besprechung der Veröffentlichung von R. Wyss) gelingt, zeigt, auf welcher allgemeiner Basis diese Vergleiche durchgeführt wurden, denn inzwischen ist dieses Fundmaterial aus dem Zusammenhang der Cortailod-Kultur herausgelöst worden, da es offensichtlich in den größeren Rahmen der Michelsberger Kultur (Munzinger Gruppe) gehört (s. Wyss a.a.O. [Egolzwil 5] 105). Verf. schließt indes auch Beziehungen zu Michelsberg nicht aus, indem sie zwei Fragmente gynaikomorpher Gefäße aus dem Vallon des Vaux mit Analogien von Bodman am Bodensee verbindet. Daß der Cortailod-Kultur diese besondere Gefäßform nicht unbekannt war, das zeigen u. a. das Exemplar aus St. Aubin, Kanton Neuenburg (Sauter u. Gallay, *Ur- u. frühgesch.*

Arch. d. Schweiz 2 [1969] 55 Abb. 9, 7) und das allerdings damals noch unveröffentlichte Gefäß von Zürich, „Kleiner Hafner“ (Vogt in: Zürich von der Urzeit zum Mittelalter [1971] 45 Abb. 6). Ähnliches wäre zu sagen zu den Relieffleisen unter dem Rand. Zahlreiche typologische Beziehungen lassen sich zu Egolzwil und insbesondere zu Cortaillod herstellen. Daß eine stratigraphisch gesicherte, chronologisch zu interpretierende Abfolge in der Siedlung vom Kleinen Hafner in Zürich mit Egolzwil (Schicht 5) unter älterem Cortaillod (Schicht 4) existiert, war Verf. bekannt (S. 51), wird aber nicht auf das Vallon des Vaux bezogen. Zu Recht diskutiert Verf. im folgenden dann das Problem, ob – wie bis dahin angenommen – die Knickwandschale als Leitform für ein jüngeres Cortaillod angesehen werden darf. Schon die damals bekannten Funde ließen dies bezweifeln und neuere Grabungen (Twann, Yverdon) zeigen deutlich, daß so nicht argumentiert werden darf.

Einige Profilzeichnungen vom Vallon des Vaux (Taf. 8,2; 14) lassen Schichtungen erkennen, ja auch die Tabelle auf Taf. 59 mit Höhenangaben der Keramikfunde macht es augenscheinlich, daß die bis zu 4 m starken Ablagerungen stratigraphisch gegliedert werden müßten, um den Ablauf der Besiedlungsgeschichte verständlich zu machen. Offenbar war aber ein Erkennen von Schichten zumeist unmöglich; da jedoch die keramischen Funde jeweils mit Höhenangaben versehen wurden (Taf. 59) ist es bedauerlich, daß hierzu nicht weitere Unterlagen veröffentlicht worden sind (siehe hierzu auch W. Stöckli, Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann [1977] 41).

Als Abschluß der chronologischen Diskussion der schweizerischen Verhältnisse werden einige C¹⁴-Daten genannt, die allerdings das Bild mehr verwirren, als daß sie zum Verständnis der kulturhistorischen Entwicklung beitragen.

Es folgt auf S. 52 die Darstellung der Beziehungen der Keramik vom Vallon des Vaux mit Italien, und zwar einerseits mit Stationen der Bocca Quadrata-Kultur (Isolino Virginia u. a.), andererseits mit solchen der Lagozza-Kultur (spez. Lagozza di Besnate). Die Tatsache, daß die italienischen Fundstellen kein mit dem Vallon des Vaux vergleichbares Spektrum an Gefäßformen und -typen aufweisen, bringt Verf. zur Annahme, daß die kulturhistorischen Beziehungen zu Italien nicht so eng gewesen sein konnten, wie dies bislang angenommen wurde (S. 58), weshalb sie auch den folgenden Vergleichen mit dem südfranzösischen Chasséen mehr Bedeutung zumißt. Hier begegnet sie allerdings ähnlichen Schwierigkeiten, wie sie sich bereits bei der schweizerischen Cortaillod-Kultur zeigten, denn die Kriterien einer inneren Gliederung des südfranzösischen Chasséen hatten sich inzwischen auf die Absenz/Präsenz der sog. Panflötenösen eingeschränkt. Mit Sicherheit darf auch hier nicht mit geknickten Schalen argumentiert werden. Außerdem ist festzustellen, daß das Fehlen aussagekräftiger Funde in den der Schweiz benachbarten Gebieten, Jura und Burgund, damals Vergleiche über zu große Distanzen hinweg notwendig machte, eine Feststellung, die Rez. nicht als Vorwurf versteht, sondern in den Bereich forschungsgeschichtlich bedingter Lücken gestellt haben möchte. Daß unsere Kenntnisse des gesamten Komplexes Chassey-Lagozza-Cortaillod noch sehr mit Mängeln behaftet sind, das geht u. a. auch aus der vorliegenden Monographie hervor. Obwohl inzwischen sowohl aus Ostfrankreich (Gonvillars, Gondenans-les-Montby), wie aus der Westschweiz (Twann, Yverdon u. a.) manche wichtigen, insbesondere auch stratigraphisch auswertbaren Befunde aus Siedlungen bekannt geworden sind, scheint es, als wären sie gerade in Bezug auf das Vallon des Vaux nicht besonders aussagekräftig. Um die Frage, was das Vallon des Vaux in kultureller, aber auch siedlungsspezifischer Hinsicht ist, besser beurteilen zu können, wäre es erforderlich, weitere westschweizerische Höhensiedlungen dieser Zeitspanne zu untersuchen. Der Vergleich mit den Seeufersiedlungen der Cortaillod-Kultur birgt die Gefahr in sich, daß regional mögliche Unterschiede unberücksichtigt bleiben.

Die vorliegende Monographie über das Vallon des Vaux ist zwar, was die Interpretation angeht, von verschiedenartigen forschungsgeschichtlichen Problemen belastet, sie enthält indes eine Fülle von überaus aufschlußreichen Informationen und stellt insbesondere dank ihrer äußerst qualitätvollen Abbildungen und Tafeln ein für das Verständnis der westschweizerischen Jungsteinzeit unentbehrliches Quellenmaterial dar.

Die vier hier besprochenen Monographien zeichnen sich alle durch besonders gutes Abbildungs- und Tafelmaterial aus. Jede von ihnen bringt wertvolle, neue Aspekte zum Bild der Entwicklung während der schweizerischen Jungsteinzeit, und ihnen allen ist ein großes Interesse auch der ausländischen Forschung sicher. Daß sich indes die schweizerischen Fachgelehrten auch heute noch in vermehrtem Ausmaß mit den sog. Seeufer- und Moorsiedlungen beschäftigen, die dank der außergewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen oft baugeschichtlich wichtige Resultate liefern, ist wohl auch besonders im Hinblick auf die immer noch und schon wieder aktuelle Diskussion um das „Pfahlbauproblem“ (siehe hierzu: Chr. Strahm, *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 57, 1972/73, 7 ff.) verständlich. Es entsteht dadurch aber zwangsläufig der Eindruck, als hätten die jungsteinzeitlichen Siedler der Schweiz vorwiegend an Seeufern oder in Mooren gelebt. Zahlreiche Einzelfunde und auch aus- oder angegrabene Land- oder Höhengründungen zeigen aber, daß dieses Bild nicht den Tatsachen entsprechen kann. Daß eine generelle Unterscheidung von Land- und Seeufer- oder Moorneolithikum nicht möglich ist, das ist schon seit langem bekannt. Zum besseren Verständnis der auch in wirtschaftlicher Hinsicht bedeutsamen Frage müßten indes vermehrt auch Landsiedlungen systematisch und mit modernen archäologischen Methoden untersucht werden. Bereits Kartierungen von Einzelfunden, wie sie beispielsweise von H. Schwab (*Jungsteinzeitliche Fundstellen im Kanton Freiburg. Schr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz* 16 [1971]) in vorbildlicher Weise durchgeführt wurden, zeigen, daß auch weniger intensiv erforschte Gebiete noch unentdecktes Quellenmaterial bergen können.

Die Schweiz nimmt innerhalb der europäischen Jungsteinzeit in der Tat eine Schlüsselstellung ein. Durch das Zusammentreffen und die Verzahnung mediterraner und donauländischer Kulturströmungen lassen sich hier insbesondere relativchronologische Fragen von gesamteuropäischer Bedeutung erhellen und klären. Daß außerdem die oftmals durch sterile Seekreideschichten getrennten und sich überlagernden Kulturschichten von Seeufersiedlungen ein chronologisch auswertbares Gerüst von unschätzbarem Wert darstellen, ist selbstverständlich. Daß sich die Entwicklung der jungsteinzeitlichen Epoche deshalb aber nicht an ein starres System mit horizontalen und vertikalen Trennungslinien zwingen läßt, war E. Vogt und ist jedem mit den schweizerischen Verhältnissen vertrauten Archäologen bewußt. Die geschichtlich zu interpretierenden Vorgänge waren zweifellos komplizierter und mannigfaltiger als es aus Schichtprofilen (siehe Egozwil 5) hervorgeht. Doch ist es unklug, diese stratigraphischen Befunde als irreführend zu kritisieren, um den Weg zu bereiten für phantasievolle Konstruktionen von gleichzeitig existierenden Kulturen und Kulturgruppen verschiedenster struktureller Prägung. Es wäre sinnvoller, der Qualität der jeweiligen Ausgrabung vermehrte Beachtung zu schenken, um nicht Gefahr zu laufen, Resultate mehrerer moderner und systematischer Grabungen anhand eines scheinbaren Befundes aus einer lange zurückliegenden Untersuchung wie z. B. in Egozwil 2, von H. Reinerth in den dreißiger Jahren gegraben, korrigieren zu wollen (siehe W. Pape, *Germania* 56, 1978, 53 ff.). Auch heute gilt noch, was Vogt im Jahre 1959 (*Der Stand der neolithischen Forschung in der Schweiz. In: L'Europe à la fin de l'âge de la Pierre. Actes Symposium Néolithique européen* [1961] 461 f.) bereits festgestellt hat, nämlich, daß die grundsätzliche Abfolge der Kulturen (!), erschließbar aus den zahlreichen Stratigraphien des Landes, bislang nie in umgekehrter Reihenfolge nachgewiesen werden konnte.

Die von der schweizerischen Forschung erzielten Ergebnisse zusammenfassend, darf es heute als gesichert gelten, daß die ältesten Zeugnisse bäuerlicher Landnahme (Linearbandkeramik) nur in den nördlichsten Landesteilen, in den Kantonen Basel-Land und Schaffhausen (R. d'Aujourd'hui, *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 52, 1965, 67–71; W. U. Guyan, *Ur-Schweiz* 17, 3/4, 1953, 68–70 Abb. 49,11), nachweisbar sind. Erst mit der Rössener Kultur ist ein Vordringen donauländischer Elemente in Regionen südlich der Rhein-Bodensee-Linie feststellbar. Mit den Keramikfragmenten aus Gächlingen, Kanton Schaffhausen (Guyan a.a.O. Abb. 49,1–10), und den allerdings aus unsicherem Zusammenhang stammenden Scherben aus Wetzikon-Robenhausen, „Himmerich“, im Kanton Zürich (R. Wyss, *Ur- u. frühgesch. Arch. d. Schweiz* 2, 1969, 133, Abb. 14, 12.13), die in den Bereich der Großgartacher Gruppe gehören, wird nunmehr die Gegend des Zürichsees erreicht. Ein Altrössener Gefäß stammt sodann vom „Gutenberg“ bei Balzers im Fürstentum Liechtenstein (G. v. Merhart, *Jahrb. Hist. Ver. Liechtenstein* 36, 1936, 23ff.). Aber erst mit jüngerer Rössener Keramik aus dem Fürstentum Liechtenstein (Vogt, *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 51, 1964, 9 Abb. 1), aus der Siedlung vom Kleinen Hafner in Zürich (Vogt in: *Zürich von der Urzeit zum Mittelalter* [1971] Abb. 5) und aus dem Wauwilermoos (V. v. Gonzenbach, *Die Cortaillodkultur in der Schweiz. Monogr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz* 7 [1949] Taf. 3) ist ein reicheres Material donauländischer Herkunft in der Schweiz faßbar. Ob diese Funde allerdings Zeugen einer echten Besiedlung sind oder als „Importe“ interpretiert werden müssen, ist nicht einfach zu entscheiden. Die Tatsache, daß sie in Zürich und im Wauwilermoos jeweils in Siedlungen der Egolzwiler Kultur auftreten, spricht eher für die zweite Möglichkeit. Anders mag die Situation in der nordöstlichsten Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein gewesen sein. Sicher ist, daß bislang keine reine Rössener Siedlung an Seeufnern oder in Mooren der Nordost- und Zentralschweiz bekannt geworden ist. Die Verbreitung von Schuhleistenkeilen und durchbohrten, asymmetrischen Keilen spricht jedoch für eine dichtere Besiedlung der Schweiz durch Bevölkerungsgruppen der Rössener Kultur. Die Tatsache, daß jüngeres Rössen (sog. Wauwilergruppe nach W. Kimmig, *Bad. Fundber.* 18, 1948–50, 42ff.) wiederholt in Zusammenhang mit der Egolzwiler Kultur und ihr Verwandtem auftritt (siehe auch P. Pétrequin, *La grotte de la Baume de Gonvillars. Ann. Litt. Univ. Besançon* 107, 1970, 11ff.), macht es möglich, diese donauländischen Funde mit der ältesten schweizerischen Kultur mediterraner Herkunft zeitlich zu synchronisieren¹. Eine Feststellung, die Konsequenzen insbesondere chronologischer Art auch für die ost- und südfranzösischen Gebiete hat, denn wenn Egolzwil hier Vergleichbares haben soll, dann doch wohl insbesondere in dem von J. Guilaine (*Premiers bergers et paysans de l'occident méditerranéen* [1976] 144ff.) anhand von südfranzösischen Stratigraphien herausgearbeiteten Horizont „à poterie lisse“, der hier auf sog. Epicardial folgt (z.B. Fontbrégoua, Sargel; siehe hierzu auch: *Les civilisations néolithiques du Midi de la France. Atacina 5. Actes du Colloque de Narbonne* [1970]). Bedient man sich nun einer überregionalen Terminologie (wie z.B. H. Müller-Karpe, *Handbuch der Vorgeschichte* 3 [1974] 1ff.), so würde dies bedeuten, daß die ältesten jungsteinzeitlichen Kulturen der Schweiz, mit Ausnahme der nur selten nachgewiesenen Linearbandkeramik, entsprechend aber auch die vorchasséenzeitliche „poterie lisse“ Südfrankreichs, dem Jungneolithikum angehören. Konsequenterweise müßten dann die nachweislich jüngeren Erscheinungen in der Schweiz als äneolithisch oder kupferzeitlich bezeichnet werden.

In der Nordostschweiz und im angrenzenden Fürstentum Liechtenstein wird der jungsteinzeitliche Horizont abgelöst durch die sog. Lutzingüetle-Kultur. Bislang sind nur

¹ Es scheint indes, als würde die sog. Wauwilergruppe nicht nur egolzwilzeitliche Kugelbecher, sondern zum Teil auch etwas später anzusetzende „Poströssener“ Elemente beinhalten.

wenige Fundstellen dieser Kulturgruppe bekannt. Außer der Patenstation von Eschen, „Lutzengüetle“, im Fürstentum Liechtenstein sind es Herblingen, „Grüthalde“, Kanton Schaffhausen, Zürich, „Bauschanze“, und Sipplingen am Bodensee (Vogt, *Germania* 45, 1967, 6). Diese, vorerst nur aufgrund der Gefäßformen und -verzierungen, faßbare Gruppe zeigt typologische Verbindungen zu den sog. Poströssener Gruppen Aichbühl, Schwieberdingen und Entzheim, die sich mit der frühen Michelsberger Kultur geographisch ausschließen (J. Lichardus, *Rössen-Gatersleben-Baalberge* [1976] Abb. 79) und mit dieser zeitgleich sein dürften.

Es muß nun auffallen, daß auf der Fundstelle von Herblingen, „Grüthalde“ (Guyan, *Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch.* 40, 1949/50, 167 Abb. 2), neben charakteristischer Lutzengüetle-Ware eine Keramik auftritt, die mit großen runden Einstichen verziert ist. Diese so kennzeichnende Verzierung findet sich nun aber auch in der Siedlung von St. Léonard im Wallis (A. u. G. Gallay, *Archives Suisses Anthr. Générale* 31, 1966, 28–41 Abb. 1; 2) in Zusammenhang mit einer nach dem Brand ritzverzierten Keramik der Art Chasséen. Trägt man außerdem dem Umstand Rechnung, daß das Poströssener Gefäß vom Kleinen Hafner in Zürich (Vogt, *Germania* 45, 1967, 7 Abb. 4) sehr wohl zur Schicht 4 mit älterem Cortaillod gehören könnte, und daß außerdem in dieser Schicht an Lutzengüetle erinnernde Krugformen (Vogt in: *Zürich von der Urzeit zum Mittelalter* [1971] Abb. 6) auftreten, ergäbe sich ein zweiter, in größerem Rahmen erfaßbarer Horizont: Poströssen – Lutzengüetle – älteres Cortaillod – St. Léonard, der dem frühen Äneolithikum in gesamteuropäischem Sinne entspräche. Inwiefern zu diesem Horizont auch die bisher eher unklaren jüngsten Erscheinungen der Wauwiler Gruppe gehören, ist noch nicht endgültig zu entscheiden (siehe hierzu auch: B. Dubuis u. Ch. Osterwalder, *Jahrb. Solothurn. Gesch.* 45, 1972, 295–315). Es darf jedoch die Frage gestellt werden, ob nicht diese verschiedenen Poströssener Gruppen in der Schweiz aus der hier nachweisbaren späten Rössener Kultur entstanden sind und somit zu dem von Vogt als „Rössener Splittergruppen“ bezeichneten Kreis gehören.

Noch schwieriger ist derzeit die Interpretation des frühäneolithischen Horizontes in der Westschweiz und im Mittelland, denn hier kristallisieren sich offenbar zwei verschiedene Kulturen, Chasséen einerseits, Cortaillod andererseits, heraus. Theoretisch kann aber wohl mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Cortaillod auf der Basis der bereits einheimischen Egolzwiler Kultur entstand, während sich die Fundstellen im Wallis und das Vallon des Vaux mehr an das französische Chasséen und die italischen Kulturen Bocca Quadrata und Lagozza anlehnten.

Wenn hier auch Begriffe wie älteres Chasséen und älteres Cortaillod genannt werden, ist man sich durchaus bewußt, daß eine Definition exakterer Art auch heute noch sehr schwierig ist. Die ursprünglich von J. Arnal (*Zéphyrus* 4, 1953, 311–344) vorgeschlagene Gliederung in ein älteres Chasséen mit Ritzverzierung und ein jüngerer mit Panflötenösen kann zwar als grundsätzliche Abfolge und auch aus Verbindungen zu Bocca Quadrata und Lagozza im Sinne einer Entwicklungstendenz angenommen werden, die Verhältnisse sind aber, und dies noch vermehrt in Nordfrankreich, alles andere als klar. Es fällt auf, daß hier eigentlich nur die sog. „vases supports“ mit Verzierungen versehen sind, während in Südfrankreich auch andere Gefäßformen Ritzverzierungen nach dem Brand aufweisen. Eine Zusammenstellung der bislang veröffentlichten, verzierten Chasséen-Keramik (L. Burnez, *Décor céramique et culture Chasséenne*. [Magisterarbeit, Universität Paris I (Sorbonne-Panthéon) 1978]) zeigt, daß die verzierte Tonware dieser Kultur bei weitem nicht so häufig ist, wie dies im allgemeinen angenommen wird. Dasselbe geht auch aus der Veröffentlichung von J. Vaquer (*La céramique chasséenne du Languedoc* [1975]) hervor. Diese Tatsache zeigt nun aber, daß die Fundstellen St. Léonard und das Vallon des Vaux mit relativ wenig ritzverzierter

Keramik nicht dieser Seltenheit wegen als etwas Besonderes betrachtet werden dürfen. Es zeigt sich aber heute auch, daß die ursprünglich als Leitform des jüngeren Cortaillod herausgestellte Knickkalottenschale (V. v. Gonzenbach, Die Cortaillodkultur in der Schweiz. Monogr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz 7 [1949] 26) nicht in dieser Weise gesehen werden darf. (Siehe hierzu speziell W. Stöckli, Überblick über die Cortaillod-Keramik von Twann. Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann 1 [1977] 27–43; G. Kaenel, La fouille du « Garage Martin – 1973 ». Cahiers d'Archéologie Romande 8 [1976]).

Man möchte wünschen, daß die in neueren Grabungen zum zeitlichen Ablauf der Cortaillodkultur gewonnenen Ergebnisse bald, in größeren Zusammenhang gestellt, dargelegt werden. Daß ein älteres Cortaillod mit Lutzingüetle (Kleiner Hafner, Schicht 4: Vogt in: Zürich von der Urzeit zum Mittelalter [1971] Abb. 6 u. 9), ein jüngeres Cortaillod mit Pfyne parallelisiert werden können, darf, obwohl hierzu noch genauere Analysen erforderlich sein werden, grundsätzlich angenommen werden.

Die Pfyner Kultur ist in den Gebieten zu finden, wo vorher donauländische Gruppen vorhanden waren. Bedeutet dies aber, wie es J. Winiger (Thayngen-Weier a.a.O. 120f.) vorschlägt, daß eine direkte Ableitung von Pfyne aus Lutzingüetle anzunehmen ist? Gegen diese These spricht nicht nur der typologische Vergleich der Keramik, sondern insbesondere die Tatsache, daß die Pfyner Keramik die besten Analogien im Bereich der jüngeren Michelsberger Kultur besitzt. Eine enge Verwandtschaft bezeugen aber auch die Steingeräte, und hier vor allem die Streitäxte².

Es kann heute als gesichert gelten, daß die Pfyner Gruppe in Richtung Südwesten in den Bereich der Cortaillod-Kultur vordrang (vgl. Verbreitungskarten, Ur- u. frühgesch. Arch. d. Schweiz 2 [1969] S. 65 u. 81). Der expansive Charakter der Michelsberger Kultur und der ihr verwandten Gruppen ist sehr bezeichnend und läßt sich auch in Ost- und Teilen Nordfrankreichs verfolgen. Deshalb hat die Erkenntnis, daß die mit Michelsberg verwandte Munzinger Gruppe, aus Baden herkommend, ebenfalls in den Bereich der Cortaillod-Kultur im Mittelland vorstieß, eine enorme Bedeutung für das Verständnis der Entwicklung der schweizerischen Jungsteinzeit. Wie R. Wyss (a.a.O.) zeigen konnte, stellt Egolzwil 5 eine recht kurzfristige Besiedlung dar. Es wäre deshalb sehr wichtig, zukünftig auch mögliche Einflüsse von Munzinger in jüngerem Cortaillod zu beachten.

Zum heutigen Zeitpunkt lassen sich in der Nordost- und Zentralschweiz zwei wichtige Vorstöße aus dem Norden erkennen. Ein erster ist gekennzeichnet durch die noch neolithischen, donauländischen Kulturen, ein zweiter ist im Zusammenhang zu sehen mit der Expansion der frühneolithischen Trichterbecher-Kulturen von Michelsberger Gepräge. Vieles spricht dafür, daß auch in der Westschweiz zwei entsprechende Strömungen aus dem Bereich des Mittelmeerraumes zu erkennen sind. Der erste Vorstoß ist durch die jungneolithische Egolzwiler Gruppe, der zweite, frühneolithische, durch Chasséen und Verwandtes charakterisiert.

Die letzte der Kulturen, die in einer der besprochenen Veröffentlichungen (J. Winiger u. M. Joos a.a.O. [Feldmeilen-Vorderfeld]) behandelt wird, ist die mittelneolithische Horgener Kultur. Man wird hier mit besonderem Interesse die Vorlage des Fundmaterials aus Feldmeilen erwarten, da sich hier Rückschlüsse auf eine Periodisie-

² In diesem Zusammenhang wird das Fehlen (Lutzingüetle und sog. älteres Pfyne) oder Vorkommen (mittleres und jüngeres Pfyne) von Gefäßen mit Schlickauftrag diskutiert. Daß Schlick jedoch kein chronologisch relevanter Faktor in dieser Frage sein kann, ergibt sich daraus, daß diese besondere Behandlung der Gefäßoberfläche bereits in Zusammenhang mit junger Rössener Kultur auftritt (siehe J. Lüning, Fundber. Hessen 9/10, 1969/70, 22ff.).

rung von Horgen ergeben dürften³. Man hofft wohl auch zu Recht, daß dann erneut Stellung genommen wird zu der zweifellos auch hier sich stellenden Frage nach Bevölkerungskontinuität oder -diskontinuität. Wenn sich auch – so vermutet man – keine endgültige Lösung des Problems aufgrund dieser Funde ergeben wird, kommt man wohl nicht umhin, diese geschichtlich wichtigen Fragen erneut zu diskutieren.

Saarbrücken.

Marion Lichardus-Itten.

³ Die Stratigraphie von Zürich, „Utoquai“, mit drei Horgener Schichten und einer Schicht der Schnurkeramik hat zu Diskussionen geführt (siehe W. Pape, *Germania* 56, 1978, 53 ff.), und deshalb sei es erlaubt, hier einiges klarzulegen, um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen. Die Rettungsgrabungen im Utoquai wurden im Jahre 1962 von W. Drack, 1963 von U. Ruoff geleitet. Wohl einem Mißverständnis zufolge wurden in den beiden Grabungskampagnen die Schichten einmal von oben nach unten (1962), ein andermal (1963) von unten nach oben nummeriert. Da ich mich bei der Bearbeitung der Horgener Kultur aus verständlichen Gründen sehr für diese Stratigraphie interessierte, denn damals war es die einzige mit mehreren Horgener Schichten, bat ich U. Ruoff, mir bei der Zuweisung der Funde auf ein einheitliches System behilflich zu sein. Dies gelang für die Keramik ohne weiteres, da sie noch in Originalverpackung mit den datierten Beschriftungen versehen war. Es ist jedoch zu sagen, daß die übrigen Funde (Stein-, Holz- und Knochengерäte) damals bereits konserviert wurden, und die ursprünglichen Beschriftungen durch neue Zettel ohne Grabungsjahr ersetzt worden waren. Deshalb war für das gesamte nicht-keramische Material eine Korrektur der Schichtbezeichnungen nicht mehr möglich, und sie dürfen deswegen, was natürlich zu bedauern ist, nicht als stratigraphisch gesicherte Funde angesehen werden.

Oda Kriesel, Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Kreises Kirchheimbolanden (Pfalz).
Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer, Band 66. Im Eigenverlag, Speyer 1978. 300 Seiten (Text und Katalog), 143 Tafeln und 31 Karten.

Mit der Arbeit von Oda Kriesel liegt jetzt die dritte und letzte der Untersuchungen vor, mit denen R. v. Uslar und sein Mainzer Institut für Vor- und Frühgeschichte die alte Geschichte der Pfalz in für deren Landschaftstypen beispielhaften Ausschnitten zu erforschen trachtete. Es wurden die von der saarländischen Grenze bis in den Rheingraben reichenden Kreise Kusel, Kaiserslautern, Rockenhausen und Kirchheimbolanden gewählt. H. Fehr bearbeitete Kaiserslautern und Rockenhausen, N. Bantelmann den Kreis Kusel.

O. Kriesel konnte ihre Materialerfassung im Kreis Kirchheimbolanden 1968 abschließen. Bei der Auswertung der Funde hat sie die bis 1970 erschienene Literatur benutzt, nur gelegentlich noch darüberhinausgegriffen. Insofern darf man sich vom Erscheinungsjahr 1978 nicht täuschen lassen. Da die zu Beginn ihrer Arbeit bereits veröffentlichten bzw. in Museen und Sammlungen liegenden Funde wegen ihrer überwiegend zufälligen Entdeckung keine repräsentative Aussage über den Gang der prähistorischen Siedlungsgeschichte liefern konnten, wurde durch systematische, mehrfache Begehung dreier Testgemarkungen die Relevanz des Fundbildes überprüft. Auf den Karten 1 bis 9 kann man das frappierende Ergebnis dieser Maßnahme erkennen. Die geographisch bereits zum rheinhessischen Hügelland gehörigen Testgemarkungen Mauchenheim, Einselfthum und Immesheim zeigen im Gegensatz zu dem durch die Altfundstellen vermittelten dürftigen Siedlungsbild einen nahezu flächendeckenden Besatz mit Fundstellen. Diese Verhältnisse dürfen allerdings nicht auf die weniger siedlungsfreundli-